

Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber: Hochparterre
Band: 29 (2016)
Heft: 5

Rubrik: Ansichtssachen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Eine Schmuckschatulle aus weiss gestrichenem Holz.



Falttören aus Aluminium gliedern den Raum.



Hotel Piz Linard in Lavin: Jedes der umgebauten Zimmer ist ein Unikat. Der Innenarchitekt Luis Bischoff hat sein Konzept vor Ort angepasst und auf das Vorgefundene reagiert.



Das Schwarzblech prägt den Raum und schafft ein warmes Klima.

Randulins

Vor acht Jahren kam neues Leben ins Untereggadiner Dorf Lavin. Schrittweise verwandelte der St. Galler Hans Schmid das historische Hotel Piz Linard in einen Ort der Gastfreundschaft, der auch die Ortsgeschichte widerspiegelt. Von hier bewegten sich vor einigen hundert Jahren Menschen gen Süden und versuchten dort ihr Glück. Die südliche Bauweise vieler Häuser zeugt von den Einflüssen der heimgekehrten «randulins» – rätoromanisch für Schwalben – und verleiht dem Dorf eine gewisse Italianità. Ausgehend von dieser Mehrstimmigkeit entwickelte der Hotelier mit gleichgesinnten Kreativen ein Konzept, das collageartig verschiedene Aspekte vereint.

Zu den neusten Entwicklungen gehören vier Ende 2015 fertiggestellte Zimmer des Innenarchitekten Luis Bischoff. Dieser ist im Dorf aufgewachsen, erlernte erst den Schreinerberuf und zog dann für das Studium nach Basel, wo er nun teils für das Label Inch Furniture, teils als freischaffender Innenarchitekt tätig ist. Bischoff ging bei Entwurf und Realisation gestaffelt ans Werk, konnte so stetig auf das Vorgefundene reagieren und seine Vorstellungen direkt beim Machen umsetzen. Zwei der Zimmer sind Umbauten, die anderen beiden räumliche Experimente, bei denen er das gesamte Konzept frei gestalten konnte.

Durch die Arbeit vor Ort konnte Bischoff auch an alte Kontakte anknüpfen, etwa mit dem Schlosser Thomas Lampert. In einem der Zimmer wurde Schwarzblech prägend eingesetzt. Erstaunlicherweise wirkt es durch die unregelmässige Färbung sehr warm und schafft ein ruhiges, fast Zen-artiges Klima. Feine, hellblaue Leinenvorhänge bilden einen subtilen Kontrast dazu.

Das zweite umgebaute Zimmer in einem Nebentrakt ist aus drei alten Räumen entstanden. Falttören aus Aluminium gliedern nun den länglichen, eher niedrigen Raum, der durch Balken rhythmisiert wird. Einem kleinen Gesamtkunstwerk schliesslich kommt das ganz von Bischoff gebaute Zimmer im Haupthaus gleich. Sein Entwurf ist eine Art Schmuckschatulle aus weiss gestrichenem Holz. Durch die Faltläden können verschiedene Atmosphären geschaffen werden, die die ungewöhnlichen Raumgeometrien in je neuem Licht erscheinen lassen. Ein Raum mit verschiedenen Gesichtern – wie das Hotel selbst.

Susanna Koeberle, Fotos: Mark Niedermann

Hotelzimmer Piz Linard, 2016

Plazza Gronda 62, Lavin GR

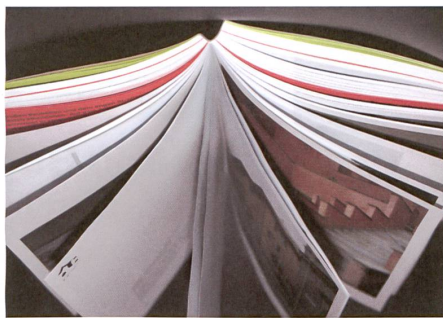
Bauherrschaft: Hotel Piz Linard, Hans Schmid, Lavin

Innenarchitektur und Schreinerarbeiten:

Luis Bischoff, Basel

Schlosser: Thomas Lampert, Garsun

Baumeister: Carlos Barreira, Crusch



«Italomodern» ist keine Stilshulde, sondern eine herrlich unakademische Sammlung architektonischer Leckerbissen.



1 Schrift, 2 Brüder, Bücher und Papiersorten, 4 Fotoformate, 80 Architekten, 216 Bauten, 952 Seiten.

Dolce Architettura

Vorweg: kaufen! Und nun zur Sache: Italien und Architektur, das ist mehr als Rom, Florenz und Venedig, alte Steine und vergangene Grossmächte. Novecento, Rationalismo und Postmodernismo füllen manches Buch. Nun gibt es zwei weitere namens «Italomodern». Eine neue Stilshulde der Kunstgeschichte? Mitnichten. Und genau darum gehören die herrlich unakademischen Bände in jedes Regal.

«Italomodern» sind Fotoreportage und Reise-führer. Jahrelang stöbern der Architekt Martin Feiersinger und der Bildhauer Werner Feiersinger in Publikationen nach Bauten und fotografieren sie auf gemeinsamen Reisen. Die Wiener Brüder folgen keinem System, bloss der Begeisterung für die Vielfalt dessen, was der Untertitel «Architektur in Oberitalien 1946–1976» nennt. Im urbanen Raum von Triest bis Turin besuchen sie riesige und rohe Wohnsiedlungen, skulpturale Sakralbauten, kühle Konstruktionen, Bizarres mit Fell und Fliesen. Die Publikation ihrer «recherche sentimentale» wird 2011 zum Verkaufserfolg. Der zweite Band weitet nun den Blick in die alpinen Regionen. Er ordnet die Bauten chronologisch und stellt neu gezeichnete Pläne, Projekttexte und Adressangaben neben menschenleere Fotos ohne Weitwinkel und in immer gleichen Formaten.

«Italomodern» sind Geschichtsbuch und Interpretationshilfe. Der Essay von Otto Kapfinger im ersten Band verknüpft private Anekdoten, fundierte Betrachtungen und Wortkunst. In 13 Notizen erfährt der Leser viel über Bauherrndynastien wie Borsalino, Fiat oder Olivetti und über Architekturlinien von Gardella über Rossi bis zur Tessiner Tendenz. Mit leichter Feder spannt Kapfinger den Bogen von den technoiden Boomjahren bis zur postmodernen Alternativwelt. Aufschlussreich beschreibt er das ökonomische und kulturelle Milieu des «Pianeta Milano», in dem Architekten «wie Maden im Speck» experimentierten. Man lernt: Die 216 Bauten sind keine Anhäufung kopierfähiger Motive, sondern eine Einladung zum Sehen und Verstehen.

«Italomodern» sind gut gestaltete Bücher. Zwischen Einbänden aus beige und auberginem Velours stehen die Bauten auf kräftigem, glattweissen Papier. Dazwischen enthalten Blöcke aus dünnen, farbigen Bögen den Kapfinger-Essay sowie Biografien, Literatur- und Werkangaben. Die souveräne Grafik von Willi Schmid und «Agipa», eine eigens von Radim Pesko entworfene Schrift, runden den italienischen Architektur-Leckerbissen ab. Darum zum Schluss: kaufen! Palle Petersen, Fotos: Guillaume Musset

Italomodern 1 und 2

Architektur in Oberitalien 1946–1976

Aktualisierte Neuauflage und Erstauflage

Autoren: Martin Feiersinger, Werner Feiersinger

Herausgeber: Architektur und Tirol,

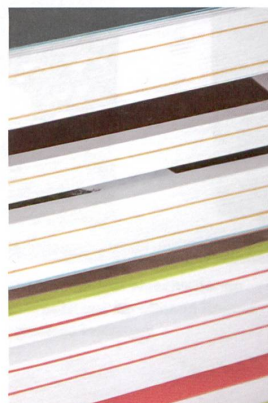
Vorarlberger Architekturinstitut

Verlag: Park Books, Zürich 2015

Preis: Fr. 45.– und 49.– bei hochparterre-buecher.ch



Adressangaben, Kurzbiografien, Projekttexte und neu gezeichnete Pläne machen die Fotoreportage auch zum Reiseführer.



Auf buntem Papier stehen Essays und Biografien zwischen Bauten.



Blick frei auf das, was in der Blumenvase verborgen bleibt: die Stängel. Mario Bottas Vase für Lalique macht als Objekt selbst geometrisch angeordneten Blumen gehörig Konkurrenz. Foto: Suter Caputo

Mario Bottas Luxuskristall

Mario Botta und René Lalique? Strenge Geometrie und parfümiertes Art déco? So abwegig wie sie klingt, ist die Verbindung nicht. Sie führt über den Schweizer Unternehmer Silvio Denz, seit 2008 Besitzer des französischen Luxuslabels Lalique, Flacon-Sammler vor dem Herrn und Weinkenner. Mario Botta hatte dessen Weingut Château Faugères in Saint-Émilion entworfen. Letzten Herbst eröffnete das von ihm konzipierte Lalique-Restaurant, das neben der zum Hotel umfunktionierten Villa von René Lalique steht.

Dort lernte der Tessiner Architekt die Fabrik für Kristallglas kennen, die Lalique 1921 im elsässischen Wingen-sur-Moder errichtet hatte. In der Gegend gibt es nämlich den gesuchten Quarzsand, der als Ausgangsmaterial für Bleikristall dient. Heute beschäftigt die Fabrik rund 230 Mitarbeitende. Noch immer stellen sie in alten Formen die typischen Vasen und dekorativen Objekte her. Das schwere, farbige und sandgestrahlte Bleikristall richtet sich an betuchte, an traditionellem Luxus interessierte Kunden. Auch neue Formen für das komplizierte Wachsausschmelzverfahren werden entworfen: Zum üppigen Stil des Hauses passen Zaha Hadid und Damien Hirst, ein Objekt entstand in Zusammenarbeit mit dem Yves-Klein-Archiv.

Da lag es nahe, dass Mario Botta auch gleich noch einen Entwurf zur Künstleredition beisteuern sollte. Im Universum des Architekten spielte Kristallglas bisher keine Rolle. Umso souveräner meisterte er die Kitschfalle. Statt auf pompöse Expression setzte er auf rationale Beobachtung: Geometrie prägt die architektonisch wirkende Vase und ihre Detaillierung. Die Bossen entnahm er dem Palazzo dei Diamanti in Ferrara. Strahlenförmig gehen sie von der Mitte aus und spielen auf die lichtbrechende Kraft des Kristallglases an. Das Loch, das bei der auf acht Exemplare limitierten Edition mitten durch die Vase führt, erinnert an Einschnitte und Durchbrüche von Bottas Bauten. Bei der kleinen, etwas erschwinglicheren Version wird das Loch zum Oculus und gibt den Blick auf die Blumenstängel frei. Doch so richtig wirkt die Vase, wenn sie ohne Blumenschmuck im Licht steht. Meret Ernst

Kristallvase «Géo», 2016

Entwurf: Mario Botta, Mendrisio

Hersteller: Lalique, Paris

Material: Kristallglas

Edition: 250 Exemplare in durchsichtigem Kristallglas und je 8 + 2 Exemplare in durchsichtigem, blauem und schwarzem Kristallglas (Edition d'Art)

Masse: 32,5 x 32,5 x 15 cm; 40 x 40 x 17 cm (Edition d'Art)

Preis: Fr. 13 000.–; Fr. 48 000.– (Edition d'Art)

Bezug: Lalique, Zürich



Ein Loch führt durch die drei grossen, auf je acht Exemplare limitierten Versionen aus durchsichtigem, blauem und schwarzem Kristallglas.



Genfer bauen
Wohnungen in London –
ortsspezifisch.

Wohnen auf Stufen

Nordöstlich von Londons Stadtzentrum herrscht rege Bautätigkeit. Erste Hochhäuser erobern bereits Ausläufer des angesagten Bezirks Hackney. In direkter Nachbarschaft einer Sozialsiedlung und einer Zeile schmucker georgianischer Reihenhäuser hat das Genfer Büro Jaccaud Zein auf einer Eckparzelle acht Wohneinheiten gebaut.

Der Projektentwickler hatte die Architekten mit folgender Aufgabe betraut: In jeder Wohnung soll ein doppelgeschossiger Leerraum die Bereiche Essen, Wohnen und Arbeiten miteinander verbinden, ein Split-Level soll sie voneinander trennen. Die Architekten lösten diese ungewöhnliche Aufgabe, indem sie den Leerraum stets an die Fassade rückten. Dort bildet er sich mit einem grossen Fenster ab, welches im Innern einen unmittelbaren Bezug zur Umgebung schafft. Trotz seiner bescheidenen Dimension schafft der Leerraum eine für London seltene Grosszügigkeit. Die drei geforderten Räume, die da aufeinandertreffen, besitzen trotz der visuellen Verbindung eine gewisse Privatheit, nicht zuletzt dank ihrer Lage auf verschiedenen Ebenen. Jeder besitzt seinen eigenen Charakter, einmal leicht versunken oder nischenartig zusammengedrückt, ein anderes Mal offen und lichtdurchflutet. Ihr Verwendungszweck ist nicht eindeutig definiert. Gut vorstellbar, dass der Arbeitsbereich von den zukünftigen Bewohnern als Gästezimmer oder zweites Wohnzimmer benutzt wird.

Dank des Split-Levels gibt es keine reinen Erschliessungsflächen, bis auf die Treppen – Grund für die Architekten, ihnen besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Die Treppen verbinden und trennen zugleich. Zwischen Räumen mit ähnlichen Funktionen sind sie etwas breiter als notwendig, am Übergang vom Wohn- zum Schlafbereich sind sie hingegen schmal. Kein Zimmer gleicht dem anderen. Auch im Schlafbereich mit dem «master bedroom» als abschliessendem Höhepunkt. Meist unter dem Dach hat er Zugang zur dort liegenden Terrasse.

Das Split-Level prägt die Wohnungen und ist ausserdem Markenzeichen des Projektentwicklers. Doch obwohl er bei jedem seiner Projekte dieses Raumprinzip verlangt, lässt er den Architekten grosse gestalterische Freiheit. Resultat sind drei Reihenhäuser und fünf ineinander verschachtelte Apartments, die zeigen, wie vielfältig Wohnen abseits des Standards aussehen kann.

Daniela Meyer, Fotos: Helene Binet

Wohnhaus Shepherdess Walk, 2015

100 Shepherdess Walk, London
Bauherrschaft: SolidSpace, London
Architektur und Bauleitung: Jaccaud Zein Architects,
London / Genf
Auftragsart: Direktauftrag
Gesamtkosten (BKP 1–9): ca. Fr. 5,8 Mio.



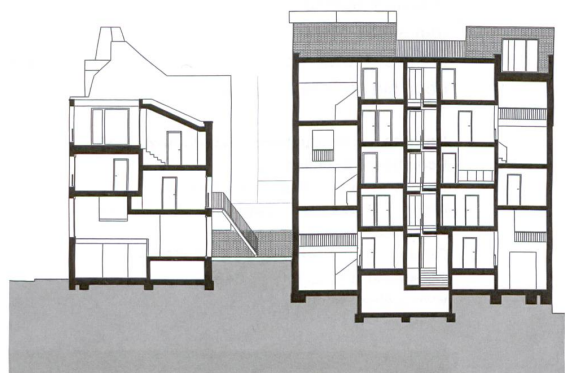
Ein Leerraum bringt eine für
London untypische Grosszügigkeit
in die Wohnungen.



Durch ihre Lage auf verschiedenen
Ebenen besitzen die offenen Räume
eine gewisse Privatheit.



3. Obergeschoss



Markenzeichen des Projektentwicklers: Split-Level prägt die Wohnungen.



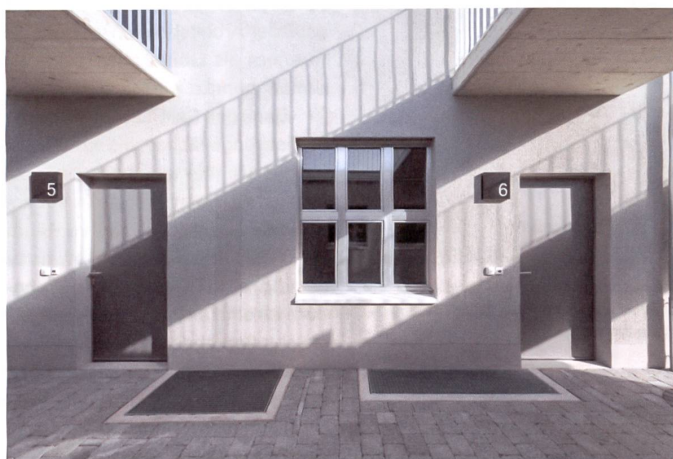
In diesem Silo wird zukünftig gewohnt.
Foto: Gaudenz Danuser



Schlichte Einbauten erhalten den Charme
des einstigen Industriegebäudes.



Erdgeschoss



Brücken auf Niveau des ersten Obergeschosses überqueren den Innenhof.



Das umgenutzte Arm-Produktionsgelände in Biglen von der Hauptstrasse her.

Wohnen im Silo

Wer gelernt hat, mit Kette und Schuss umzugehen, kennt sie: Die Patronic-Webstühle der Firma Arm aus Biglen. Auf den computergesteuerten Handwebstühlen lernten Textildesignerinnen weben und machten sich damit selbstständig, da sich dank der handlichen Geräte auch auf kleinstem Raum eine eigene kleine Teppichmanufaktur aufbauen liess. Und auch grosse Firmen testeten darauf erste Muster für Vorhänge und Polsterstoffe, bevor sie die grossen Maschinen anwarfen. Doch die Textilindustrie wandelte sich, und so hat die Firma Arm vor vier Jahren die Produktion eingestellt: Wo einst Webstühle entstanden, wird heute gewohnt. Damit ist Arm nicht alleine, allorts satteln Textilbetriebe und ihre Zulieferer um aufs Immobiliengeschäft. Roman Haller, der die Firma Arm in der fünften Generation führt, hat das Projekt initiiert und gemeinsam mit dem Büro ANS Architekten und Planer aus dem benachbarten Worb die Umnutzung geplant.

Biglen liegt am Eingang zum Emmental, eine halbe Stunde entfernt von Bern, Thun oder Burgdorf. «Eine einmalige Konstellation» habe er auf dem Firmengelände vorgefunden, sagt Architekt Rolf Nöthiger. Der Strasse zugewandt steht ein Riegel mit hohen Bauten. Im hinteren Teil, gegen Süden gerichtet, war eine eingeschossige Zeile angebaut worden. Deren flache Dächer haben die Architekten nun zu Terrassen für die Wohnungen gemacht. Den Innenhof überqueren die Mieter auf Brücken auf dem Niveau des ersten Obergeschosses. Es sind Maisonette-Wohnungen nach dem Prinzip eines Reiheneinfamilienhauses mit drei Schlafzimmern, einem grossen Raum für Wohnen und Küche und den entsprechenden Nasszellen.

Im Innern erkennt die Besucherin noch viel von der einstigen Fabrik. Erstes auffälliges Merkmal ist die Aufteilung der Fenster, die mit den neuen Fenstern nachgebildet worden ist. Auch die hohen Räume sind geblieben. «Die Bewohner sollen spüren, wie es da einmal war», sagt der Architekt. Auch deshalb bleibt der restliche Ausbau eher zurückhaltend, mit einfachen Materialien, damit ein Hauch des Industriegebäudes erhalten bleibt. Das Wort Loft mag der Architekt für das Projekt nicht benutzen: «Für mich ist es urbanes Wohnen im ländlichen Raum», sagt Nöthiger. Neben den Industriehallen wird nun auch das Silo umgenutzt, in dem früher Holzschnipsel für die Heizung lagerten: Auf einer Grundfläche von fünf mal sechs Metern entsteht Wohnraum mit mehr als drei Meter hohen Räumen, der sich gegen oben hin entfaltet. Lilia Glanzmann, Fotos: Marcel Rickli

Umnutzung Produktionsgelände Arm, 2015

Rohrstrasse 2, Biglen BE

Bauherrschaft: Roman Haller, Arm AG

Architektur: ANS Architekten und Planer, Worb

Auftragsart: Direktauftrag

Gesamtkosten (BKP 1-9): Fr. 6 400 000.-

Baukosten (BKP 2/m³): Fr. 648.-

www.atelierarm.ch

Digitales Leuchtf Feuer

Als erstes Land in Europa führte Schweden 1661 das Papiergeld ein. Nun könnten die Skandinavier auch die ersten sein, die es wieder abschaffen: Vier von fünf Transaktionen tätigen sie bereits bargeldlos, und sogar die Kirchenkollekte kann man in Schweden mit Karte via «Kollektomat» bezahlen. Während in der Schweiz also über 16 Jahre hochsichere Banknoten entwickelt wurden (siehe Seite 28), hat sich die Bezahl-Landschaft grundlegend verändert: Smartphone statt Bargeld.

Ein Beispiel dafür ist «Twint». Es funktioniert via App, indem das Mobiltelefon mit Guthaben aufgeladen wird. Die Eigenart: Das System operiert unabhängig von Karten- oder Telekomanbietern. Wollen Läden damit abrechnen, müssen sie ihre Kassen etwa mit Beacon-Lesegeräten ausstatten. Beacon stammt vom englischen Begriff für «Leuchtf Feuer» und beschreibt treffend das Prinzip: Ein Bluetooth-Sender ist via USB mit der Kasse oder einem Tablet verbunden. Geht es ans Bezahlen, baut der Beacon eine sichere Verbindung zwischen Kasse und Smartphone auf, damit der offene Betrag beglichen werden kann.

Das Design der dazu nötigen Maschinen musste flott gehen, der Markt ist umkämpft. Der Zürcher Designer Stefan Baumann wurde im vorigen Frühjahr damit beauftragt und hatte gerade mal sechs Wochen Zeit, Vorschläge zu liefern und auszuarbeiten. Der Markenauftritt mit grünem Verlauf und Logo stand bereits. Da aber noch nicht klar war, wie und wo die Geräte später genutzt würden, sollte Baumann eine Familie entwerfen, etwa für den Tisch lose und fix montiert oder für die Wand und hinter Panzer Glas.

Zwar ist die Elektronik in der Hülle klein – «Twint» forderte aber einen markanten Auftritt. Entsprechend solide sind nun die Hüllen geraten, damit sie im belebten Laden nicht untergehen. Die letzten Details wurden beim Produzenten in Portugal konstruiert, wodurch nicht jede Schraube elegant versenkt ist.

Doch warum überhaupt ein eigenes Gerät entwickeln, kann das Telefon nicht einfach an das bestehende Kartenlesegerät gehalten werden? Das ginge, aber dieses übermittelt Daten via «Near Field Communication», die Apple kontrolliert und pro getätigte Transaktion 0,15 Prozent des Einkaufs abkassiert, zusätzlich zu den Gebühren, die schon die Kartenterminal-Betreiber einziehen. Und der Markt bleibt bewegt: Bald startet wohl auch hierzulande der Dienst «Apple Pay» – darauf reagieren nun die lokalen Bezahl-Apps «Twint» und «Paymit» und diskutieren ihre Fusion. Lilla Glanzmann

Bezahlgeräte «Twint», 2015

Design: Stefan Baumann Produktdesign, Zürich

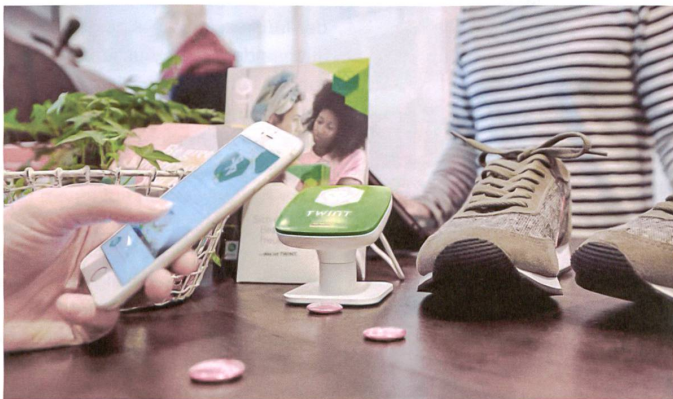
Elektronik: Qibixx, Dübendorf

Corporate Identity: Bloom, Bern

Produktion: Portugal

Material: Kunststoff und Metall

Preis Tischgerät: Fr. 95.–



Portemonnaie im Mobiltelefon: «Twint» gehört der Postfinance. Aufgeladen wird die Smartphone-App über das eigene Konto oder einen Postomat.



Das Bezahlgerät «Twint» in Versionen für die Wand und für den Tisch. Der als Rohr formulierte Metallfuss kann durch einen Arm ersetzt werden.



Neue innen- und stadträumliche Qualitäten statt Kuschel-Kontextualität: Auf Dreibeinen aus Beton ziehen zwei Holzbauten das hundertjährige Haus auf 22 Meter Länge.

Beinahe aufmüpfig

Es kursiert die plumpe Vorstellung von Kontextualität, wonach Weiterbauen zwangsläufig Angleichung bedeutet – an den Bestand, den Nachbarn, das Gegenüber. Gerne ist vom Weiterstricken die Rede, von behutsam entwickelter Quartieridentität. Das ist grundsätzlich nicht falsch, erinnert aber häufig daran, wie plumpe Prognosen aus Vergangenheit Zukunft ableiten. In Zürich an der Mühlezelgstrasse zeigen Conen Sigi, wie es auch anders geht. Aussen erscheint die Erweiterung in Form zweier Erker. Die dreigeschossigen Leichtbauten wachsen nicht aus dem alten Baumeisterhaus heraus, sondern stehen davor und ducken sich unter den Dachrand. Der grössere Erker ruht im Garten auf einem kräftigen Betonstisch mit zwei Dreibeinen. Ein dunkel gestrichenes Holzgitter, an dem bald Pflanzen ranken, hält die Brüstung und die hellgrauen Fallarmmarkisen. Seitlich flankieren zwei Balkone die Wohnraumerweiterung. Schiebt man die grossen Schiebetüren zur Seite, verwischt die Grenze zwischen innen und aussen. Der kleinere Erker steht bloss auf einem Dreibein. Die Zimmererweiterung ohne Balkon ist bis zur Höhe der Fensterbrüstung mit grau gestrichenem Holz verkleidet.

Innen nutzen die Architekten pragmatisch weiter, was brauchbar ist. Die Oberflächen sind aufgefrischt, die Kellerdecke und das Dach nachgedämmt, die Leitungen offen verlegt. Die Erker konzentrieren die Mittel des Umbaus und ziehen die kompakte Wohnung 22 Meter lang. Die Zimmererweiterung ist intimer, ein gemütliches Eckchen mit einer Fensterbrüstung, breit genug für Bücher, Pflanzen und Nippes. Die Wohnraumerweiterung ist öffentlicher und sitzt vor der Küche und dem Wohnzimmer. Der Rundpfeiler im Schnittpunkt trägt keine Lasten; er ist ein räumlicher Dreh- und Angelpunkt.

Mehr Quadratmeter für gleich viele Menschen bedeutet eine fragwürdige Aufwertung. In Zeiten innerstädtischer Nachverdichtung ist die Erweiterung dennoch interessant. Sie schafft neue innen- und stadträumliche Qualitäten und ist dabei nicht anbiedernd, sondern eigenständig. Beinahe aufmüpfig steht sie für eine lebendige Stadt – mit all ihren Schichten, Widersprüchen und Brüchen. Palle Petersen, Fotos: Roman Keller

Um- und Anbau Mühlezelgstrasse, 2015

Mühlezelgstrasse 24, 8047 Zürich

Bauherr: Stockwerkeigentümerschaft, Zürich

Architektur und Bauleitung: Conen Sigi Architekten, Zürich
Bauingenieure: Schärli + Oettli, Zürich (Bestand, Betonarbeiten); Holzbaubüro Reusser, Winterthur (Holzbau)

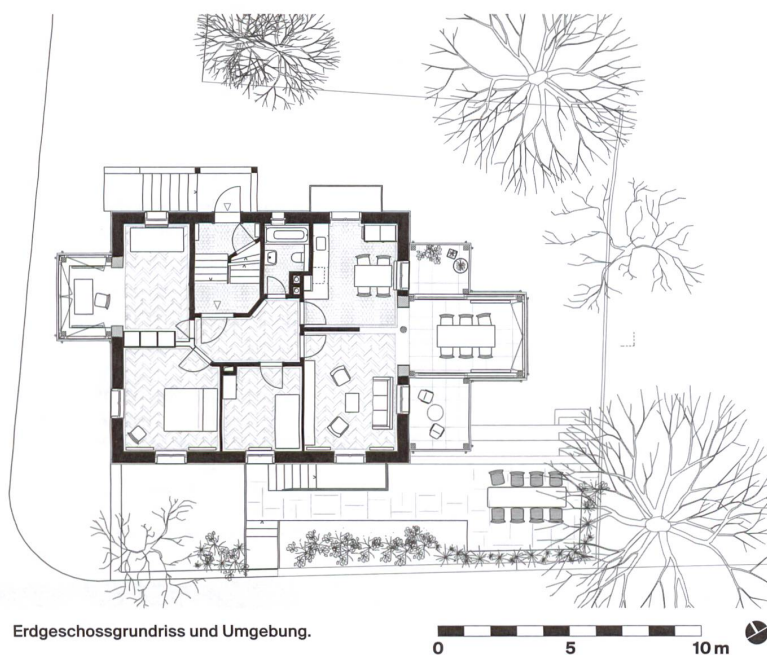
Baukosten (BKP 2): Fr. 1,4 Mio.



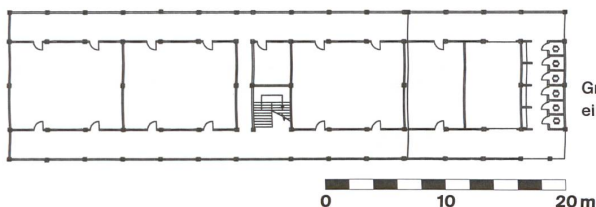
Zum Garten: Wohnraumerweiterung und grosse Balkone.



Zur Strasse: kompakte Zimmererweiterung.



Erdgeschossgrundriss und Umgebung.



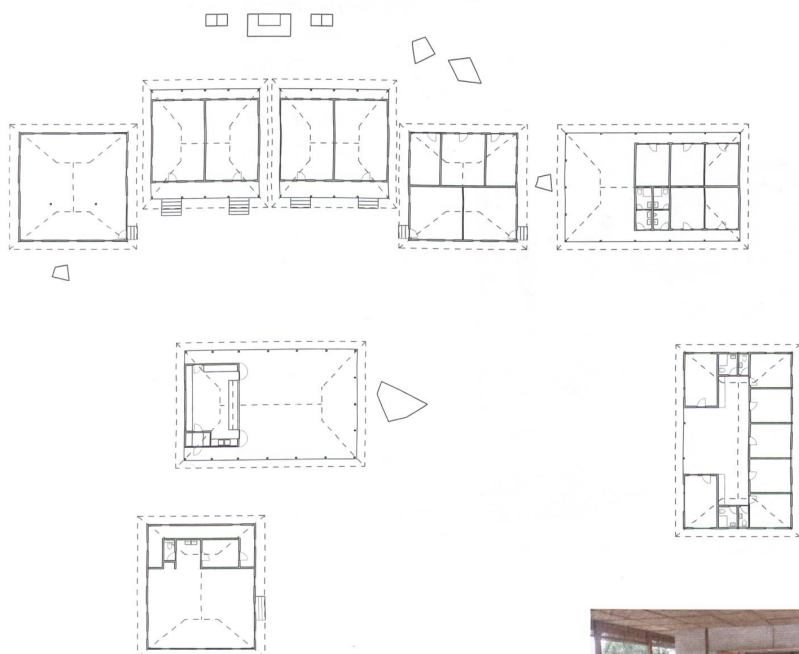
Grundriss des Dormitory I:
einfach, aber zweckmässig.



Jakob Schillings Wohnheim für Schüler in der burmesischen Stadt Mandalay: Ein weiteres Geschoss ist in Vorbereitung.



Das Aus- und Weiterbildungszentrum Marfels Ground
liegt inmitten der Landschaft.



Situationsplan des Zentrums von Marfels Ground.



Innenansicht der luftigen Schule.

Schillings burmesischer Dreiklang

Als Jakob und Sabine Schilling – er Architekt, sie Ergotherapeutin – 2004 nach Burma reisten, ahnten sie nicht, wie diese Ferien ihr Leben verändern sollten. Sie kamen in Kontakt mit dem Deutschen Oliver Esser, der nicht nur eine Hotelvereinigung präsidiert, sondern auch verschiedene Hilfsprojekte initiierte. Er schickte die Schillings nach Mandalay in die Klosterschule PDO. Dort plante der Saarbrücker Förderverein Myanmar ein Wohnheim für auswärtige Schülerinnen. Deutschland wollte drei Viertel der Erstellungskosten übernehmen, sofern brauchbare Pläne und ein Kostenvoranschlag vorliegen.

So kam Jakob Schilling zu seinem ersten Projekt in Burma: das 2006 eingeweihte Dormitory I für 300 Mädchen. Ihm folgte fünf Jahre später das Dormitory II für 500 Knaben. Vor Ort arbeitete Chan Chan als Ingenieurin, Bauleiterin und Kostenplanerin. Sabine Schilling vermittelte den Lehrerinnen Spielideen aus einheimischen Materialien – nach Konfuzius' Motto: «Erkläre mir, und ich vergesse, zeige mir, und ich erinnere, lass es mich tun, und ich verstehe.»

Zu den Wohnheimen gesellte sich ab 2011 das Projekt für das Aus- und Weiterbildungszentrum Marfels Ground. Bis heute entstanden dort nach Schillings Plänen acht eingeschossige Häuser in Leichtbauweise. Auf einem Betonfundament steht ein Holzständerbau, der mit vor Ort hergestellten Betonziegeln ausgemauert ist. Charakteristisch sind die Dachkonstruktion mit quer gestelltem «Entlüftungsgiebel» und das grosse Vordach. Als Aussenstation der PDO-Schule werden in Marfels Ground Lehrgänge in Gartenbau und in ökologischem Wirtschaften sowie Computer- und Sekretariatsausbildungen angeboten.

Jakob Schillings drittes Projekt ist die Modellschule für Hotel- und Umweltausbildung ECHE in Hpa-an, der Hauptstadt des burmesischen Kayin-Staats. Initiant ist Karl Kiser aus Sarnen. Jährlich sollen rund hundert Jugendliche in Blockkursen ausgebildet werden. Das Projekt startet mit acht Bungalows, einem Restaurant sowie Konferenz- und Workshopräumen. Werner Huber, Fotos: Jakob und Sabine Schilling

PDO-Schule Mandalay, 2006 / 2011

Bauherrschaft: Förderverein Myanmar, Saarbrücken,

www.help-myanmar.net

Architektur: Jakob Schilling, Zürich; Chan Chan, Mandalay

Marfels Ground, seit 2011

Bauherrschaft: Verein Myanmar Partner, Saarbrücken,

www.myanmar-partner.de

Architektur: Jakob Schilling, Zürich; Christine Bickel, Zürich; Chan Chan, Mandalay

ECHE-Schule, geplant

Bauherrschaft: Verein für Berufsbildung in Myanmar,

www.eche-hpa-an.com

Architektur: Jakob Schilling, Zürich; Christine Bickel, Zürich; Michael Kamber, Seltisberg

Das Laufbüro

Über hundert Meter zieht sich die Etage in die Länge. Aus der Fensterfront fällt der Blick auf die Pfingstweidstrasse in der Stadt Zürich und den Verkehr Richtung Autobahn. Hier hat sich das Zürcher Büro des Laufschuhherstellers On eingeknistet. Der Schuh verpflichtet: Duschen, Garderobe und Fitnessräume sind Teil des Büros, das Brunner Mettler zusammen mit David Allemann, einem der drei On-Mitgründer, konzipiert haben.

Was On als Firma ausmacht, musste man den Designern nicht lange erklären. Seit 2009 entwirft Thilo Brunner die 2013 mit dem «Design Preis Schweiz» prämierten Schuhe. Ihre Federung verspricht ein Laufgefühl wie auf Wolken. Der Prozentsatz der Mitarbeitenden, die mit On-Schuhen an den Füßen arbeiten, ist hoch. Das habe auch funktionale Gründe, behauptet David Allemann mit einem Lachen: «Sie legen pro Tag rund zwei bis drei Kilometer oder gemeinsam mehr als eine Marathondistanz zurück.»

Keine Wände durchbrechen den langgezogenen Grundriss der Etage, die die Firma im Rohbau übernahm. Betritt man das Büro, steht man inmitten von Turnschuhen. Auf einem eigens entwickelten, variabel nutzbaren Möbel aus Seekiefer werden die neusten Modelle präsentiert. Händler lernen hier, wie sie die Schuhe an ihre Kundinnen und Kunden bringen: am besten mit dem Display, das die Konstruktion der Sohle nutzt, um die Modelle schwebend zu präsentieren.

Im westlichen Teil schliesst sich eine Küche und ein Aufenthaltsraum an. Die Möblierung legt offen, dass Allemann vor seinem Turnschuh-Dasein bei Vitra tätig war. Gegen Osten reihen sich die non-territorialen Arbeitsplätze für die bis zu hundert Mitarbeitenden. Deren persönliche Dinge finden Platz in alten Trolleys. Rhythmisiert werden die Arbeitsplätze durch halbhohe, fix installierte Ablagen und eine Art Garten, in dem alle Büropflanzen versammelt sind.

An einer Wasserwand stehen Karaffen bereit, damit auch genug getrunken wird. Rückzugsmöglichkeiten bieten zwei in den Raum gestellte Kojen sowie ein «Black Out Room»: Der schallisolierte, völlig in Schwarz gehaltene Raum bildet den Kontrapunkt des hellen, offenen Arbeitsraums, in dem sich das Team begegnen soll. Nur ein Raum, das Allerheiligste, darf nicht von allen betreten werden. Im «On-Lab» tüftelt das Designteam an der nächsten Generation Laufschuhe.

Meret Ernst, Fotos: Eduardo Perez

Büroausbau On, 2016

Pfingstweidstrasse 106, Zürich

Bauherr: On, Zürich

Konzeption: Brunner Mettler, Zürich; David Allemann, On

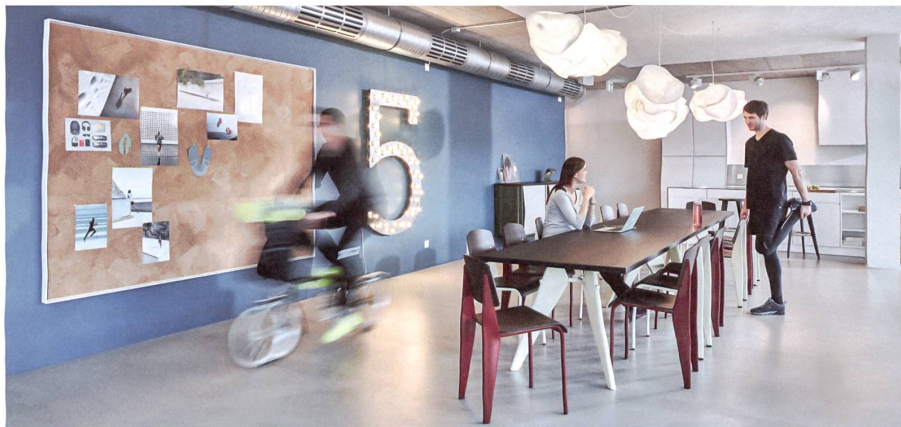
Umsetzung: Aroma, Zürich

Möblierung: Vitra, Birsfelden

Auftragsart: Direktauftrag



Im Zürcher Büro des Laufschuhherstellers On: Ein variabel nutzbares Möbel aus Seekiefer präsentiert die Schuhe. Eigens entwickelte Displays stellen sie schwebend aus.



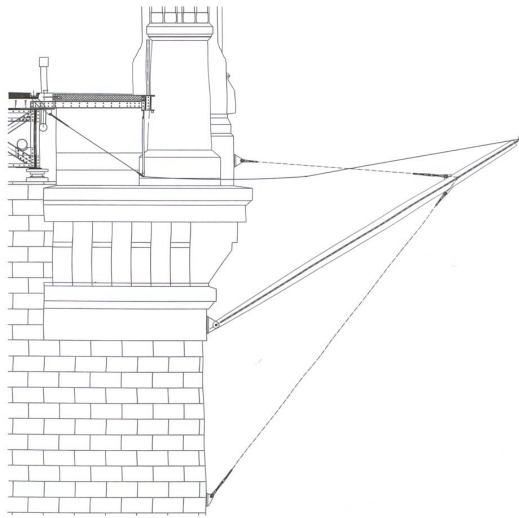
Die Möbel im Aufenthaltsraum stammen grossenteils von Vitra, einem früheren Arbeitgeber des einen Partners. Die Leuchte «Cloud» von Frank Gehry passt zur Firma, die Laufschuhe unter dem Namen «Cloud» herstellt und vertreibt.



Die Wege sind weit. Im Büro, das sich über hundert Meter erstreckt, passen Turnschuhe bestens – oder gar ein Rollbrett. Bis zu hundert Mitarbeitende sollen im Büro ohne persönliche Plätze arbeiten.



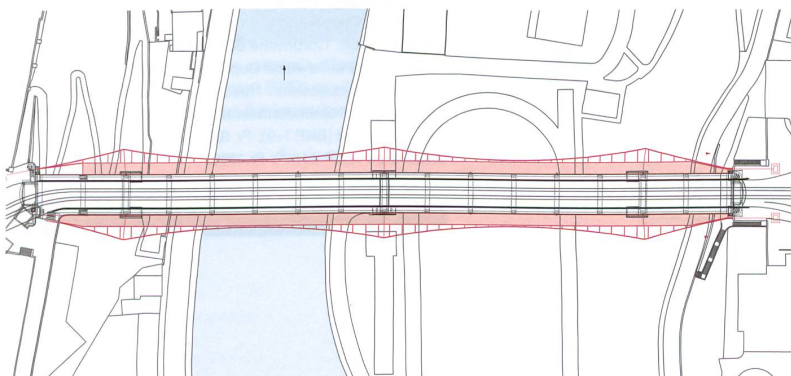
An der Kornhausbrücke ist das Netz knapp unter der Brückenplatte gespannt.



Detailschnitt durch die aufgespannte Konstruktion an der Kornhausbrücke.



Die Absturzsicherung an der Kirchenfeldbrücke in Bern widerspiegelt die Grosszügigkeit der Brückenkonstruktion.



Grundriss der Kirchenfeldbrücke mit der aufgespannten Seilkonstruktion und dem Sicherheitsnetz.



Schön und sicher über Berns Brücken

Die Kirchenfeld- und die Kornhausbrücke sind Wahrzeichen der Stadt Bern, und sie bieten einen schönen Blick auf das Unesco-Weltkulturerbe und in die Alpen. Die Brücken sind aber auch ein Ort, an dem Menschen, die keinen Ausweg mehr sehen, ihrem Leben ein Ende setzen. Das ist nicht nur für die Angehörigen tragisch, sondern auch für die Bewohner unterhalb der Brücken. 2009 nahm das Stadtparlament eine Motion an, die den Schutz der Brücken verlangte. Zunächst montierte man als Provisorium ein vertikales Netz. Das war eine Sofortmassnahme, die auch die Bevölkerung für das Thema sensibilisierte.

Die definitive Lösung entwickelte das Tiefbauamt der Stadt in enger Zusammenarbeit mit der Denkmalpflege, der Stadtbildkommission und der Sanitätspolizei. Als Planer engagierte es den Architekten Rolf Mühlethaler und das Ingenieurbüro Schnetzer Puskas, die mehrere Varianten prüften. Von einem Wettbewerb sah die Stadt ab, auch darum, weil sie das sensible Thema nur sehr zurückhaltend kommunizieren wollte.

Denkmalpflege und Stadtbildkommission setzten sich für eine Lösung ein, die die Sicht von den Brücken nicht behindert. Den Planern war es wichtig, dass die Konstruktion insgesamt ebenso grosszügig wirkt wie die historischen Brücken. Zu beachten war ausserdem, dass die Brücken keine statischen Reserven haben, dass die Kräfte also nicht über sie abgeleitet werden können.

So entwickelte man für die Kirchenfeldbrücke ein System, das ähnlich wie eine umgeklappte Hängebrücke funktioniert: mit einem langen Hauptseil von Brückenkopf zu Brückenkopf. In diese Konstruktion ist ein Netz gespannt, dessen Maschenweite vielfältigen Kriterien – von der Zweckmässigkeit bis zur Verschmutzung – genügen muss. Dank der symmetrischen Konstruktion neutralisieren sich die Druckkräfte in den Auslegern; dafür entstehen an den Brückenköpfen Zugkräfte von 110 Tonnen. Dem Bauwerk sieht man das nicht an – das Seil scheint einfach im Brückenkopf zu verschwinden. Doch dahinter, etwa im Casino-Parking, waren grosse Betonkonstruktionen oder Mikropfähle nötig. Ähnlich, aber nicht identisch ist die Konstruktion an der Kornhausbrücke. Wegen der Brückenarchitektur liegt dort das Netz etwas höher.

Den Zweck haben bereits die Provisorien erfüllt. Nun hat ihre Funktion auch noch die der Bundesstadt und dem Weltkulturerbe würdige Gestalt gefunden. Werner Huber, Fotos: Alexander Gempeler

Brückensicherungen, 2015

Kirchenfeldbrücke und Kornhausbrücke, Bern

Bauherrschaft: Stadt Bern, Tiefbauamt

Projektbegleitung: Denkmalpflege, Sanitätspolizei und Stadtbildkommission der Stadt Bern

Architektur: Rolf Mühlethaler, Bern

Seilingenieure: Schnetzer Puskas Ingenieure, Basel

Brückeningenieur: Bächtold + Moor, Bern

(Kirchenfeldbrücke); Ingenta, Bern (Kornhausbrücke)

Kosten (beide Brücken): Fr. 6,45 Mio.



Der Spielhof ist auch Zugang zum Kindergarten in Prangins bei Genf.



Im zentralen Erschliessungsraum greifen Kuben und Räume ineinander.

Komplexer Kern

Die windmühlenartig angeordneten Betonkuben wirken im Grundriss und auf Fotos schematisch und abstrakt. Doch vor Ort ist der Eindruck vom Kindergarten mit Kinderkrippe in Prangins ein ganz anderer. Das Ensemble schmiegt sich an den leicht abfallenden Hang und fügt sich in das heterogene Wohnquartier ein, ohne den Nachbarn zu nahe zu treten oder ihre Aussicht zu beeinträchtigen. Und das, obwohl in diesem grossen Haus bis zu 200 Kinder ein- und ausgehen.

Die Krippe im obersten Kubus betreten sie über einen eigenen Zugang, den Kindergarten über einen Spielhof ein Geschoss weiter unten. Von dort entwickelt das Gebäude seine Dynamik und windet sich mit jedem um neunzig Grad gedrehten Kubus ein Stück weiter den Hang hinauf. Im Zentrum verbindet ein Erschliessungsraum alle Niveaus. Eine flache Rampe macht das Haus rollstuhlgängig, greift in jeden Arm hinein, wendet und führt wieder zurück ins Innere. Statt den Weg über ein paar Treppenstufen in der Mitte wählen die Kinder mit Vorliebe diesen Umweg.

Überhaupt schenkt die Architektur den jungen Hauptnutzern viel Beachtung. Die niedrigen Fensterbrüstungen in den Klassenräumen erlauben auch den Kleinsten den Blick hinaus. Innen ermöglichen die geringen Niveauunterschiede ebenfalls Sichtbezüge und machen dadurch die Orientierung leicht. Im Erschliessungsbereich reichen die grossen Fenster bis an den Boden, so kommen die Kinder überall ins Freie. Absturzsicherungen sind dank der präzisen Modellierung der Niveaus nicht nötig, auch nicht bei den Rampen und Absätzen im Innern.

Verspielt und leicht wirkt der Ort, von Strenge keine Spur. Da im Wettbewerb keine Visualisierungen zugelassen waren, vermittelten die Architekten die komplexen Räume über Modellfotos. Sie überzeugten die Jury zu Recht. Daniela Meyer, Fotos: Thomas Jantscher

Kindergarten und Hort, 2015

Chemin en Purian 7, Prangins VD

Bauherrschaft: Commune de Prangins

Architektur: Pierre-Alain Dupraz Architecte, Genf

Landschaftsarchitektur: Hüsler & Associés, Lausanne

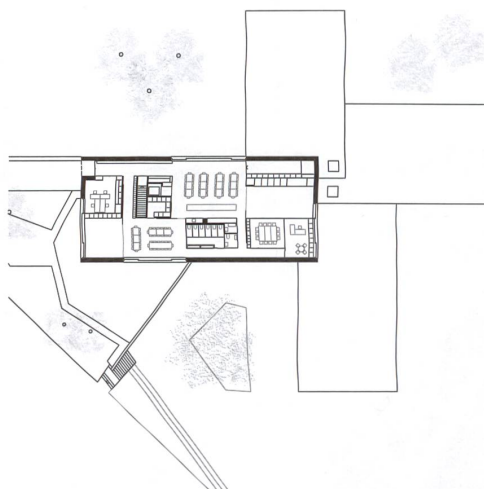
Auftragsart: Projektwettbewerb mit Präqualifikation, 2011

Gesamtkosten (BKP 1-9): Fr. 9,8 Mio.

Baukosten (BKP 2/m³): Fr. 1180.-



Jedes Klassenzimmer orientiert sich zu einem anderen Aussenraum.



Die Krippe liegt im oberen Gebäudeteil.



Unten der Kindergarten: drei Arme mit je zwei Räumen.



Neue Bekannte

Wer seinen Betrieb «Stuhl und Tisch» nennt, macht klar, was zu erwarten ist. Die Firma im aargauischen Klingnau produziert seit 1954 im Kundenauftrag Sitzmöbel und Tische. Einen rechten Anteil kauft sie ein und handelt damit. Man findet ihre Produkte in Restaurants, Kirchen, Altersheimen und Hotels in der ganzen Schweiz. Sie tragen Namen wie «Lorlane», «Yvonne» oder «Traditionell». Vom Stilmöbel über Biedermeier und skandinavische Moderne bis hin zu einer gemässigten Postmoderne ist alles zu haben. Weshalb braucht es in diesem breiten Sortiment noch einen neuen Stuhl? Der Chef Willy Lüönd will die Kollektion modernisieren, in die Jahre gekommene Modelle aussortieren. Wie das Objektgeschäft läuft, muss man ihm nicht erklären. Sein Netzwerk ist gross, und er weiss, was gut vermarktbare Objektstühle ausmacht. Hauptsache: Stabil und stapelbar müssen sie sein. Deshalb wählt er mit Vorliebe die feste Buche, die sich auch gut biegen lässt. Für das Altersheim braucht es leicht auswechselbare Polster und eine etwas grössere Sitzbreite. Die Hinterbeine dürfen nicht zu stark ausgestellt sein, damit niemand hängenbleibt. Ausserdem sollten Objektstühle nicht zu modisch sein, damit sie lange Gefallen finden.

Doch wie entwirft man einen neuen Stuhl, der nicht komplett neu wirken soll? Es war eine strategische Überlegung, welche die Designerin Gabriela Chicherio ins Firmenarchiv führte und zehn Modelle auswählen liess. «Geht es um einen nicht allzu eigenständigen Entwurf, wollte ich ihn aus der Firmengeschichte ableiten», sagt sie. «So konnte ich den eng gesteckten Spielraum ausreizen.» Am einen Modell faszinierte sie ein Konstruktionsdetail, am anderen die Art, wie der Stuhl gedacht war. In einer ersten Stufe präsentierte sie vier Entwürfe, schliesslich fiel die Wahl auf zwei, die zu Prototypen entwickelt und letzten Herbst an der Fachmesse Igeho in Basel vorgestellt wurden. «Grace» aktualisiert die Leichtigkeit und die positive Grundstimmung der Fünfzigerjahre in einem Modell, das robust, stapelbar und mit oder ohne Armlehnen zu haben ist. «Liz» leitet sich von einem rationalen Entwurf aus den Sechzigerjahren ab: Das gerade Bein, kosteneffizient in der Produktion, ist leicht angewinkelt und gedreht und führt nahtlos in die Rückenlehne. Beide Modelle zeigen, wie nobel die Arbeit am Bestand ist. Gut, wird sie ernst genommen. Denn im Restaurant und im Altersheim haben wir keine Wahl, worauf wir sitzen. Meret Ernst, Foto: Patrik Fuchs

Stühle «Liz» und «Grace»

Design: Gabriela Chicherio, Zürich

Hersteller: Stuhl und Tisch, Klingnau

Material: Buche massiv,

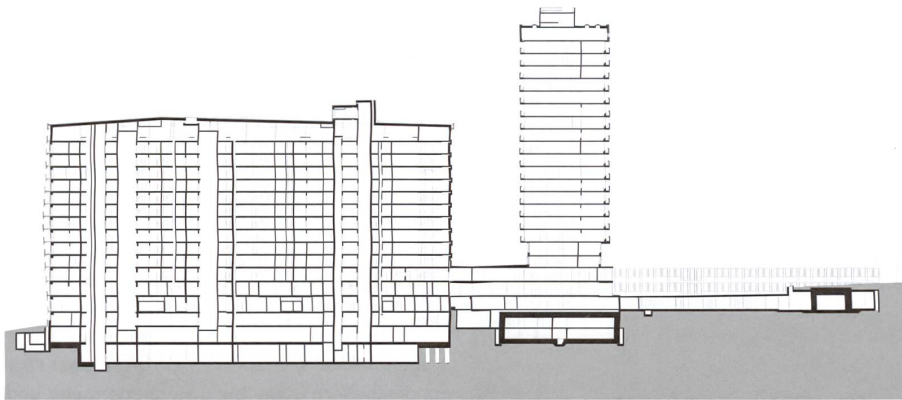
Sitz und Rückenlehne aus Sperrholz

Modelle: stapelbar, mit und ohne Armlehne und Polsterung

Preis: auf Anfrage



Der Stuhl «Liz» interpretiert das rationale «Modell 3005» aus den Sechzigerjahren. «Grace» lehnt sich an das «Modell 2033» aus den Fünfzigerjahren an und kombiniert das Gestell mit abgesetzter Sitzfläche und Rückenlehne.



Längsschnitt: Fünf Lifte durchschneiden das massive neue Bettenhaus des Triemlispitals in Zürich.



Zwei Grundrisserfindungen: Treppenhäuser liegen aussen, Gänge enden an der Fassade.



Die Patientenzimmer waren der Ausgangspunkt des Entwurfs: Der weite Blick bestimmte die Gestaltung der Glasfassade.



Das Bettenhaus Triemli.

Heilender Blick

In den Siebzigerjahren wurde die Schweizer Spitallandschaft um- und neugebaut. Auch der zwanzig Geschosse hohe Turm des Triemlispitals am Fuss des Uetlibergs in Zürich ist ein für diese Zeit typisches Bettenhochhaus in Sichtbeton, das auf einem breiten Sockel mit Behandlungs- und Wirtschaftstrakt ruht. Seit diesem Jahr wird die markante Hochhausscheibe von einer liegenden, glasverkleideten Kiste sekundiert.

Die Dimensionen des neuen Bettenhauses sind eindrücklich: 50 Meter hoch, 100 Meter lang und 35 Meter breit. Betriebsabläufe, Gebäudetechnik und Raumprogramm bestimmen die Architektur. Trotzdem bietet das Haus Qualitäten sowohl für die Patienten als auch fürs Personal, die aufs Konto der Architekten gehen. Die wichtigsten: der weite Blick von allen Patientenzimmern aus über die Stadt beziehungsweise in den Wald hinein sowie die einfache Orientierung im Inneren. Der weite Blick, den die erhöhte Lage und die 15 Geschosse quasi auf dem Tablett servieren, war Ausgangspunkt des Entwurfs. Möglich machen die Architekten die fast uneingeschränkte Aussicht mit raumhohen Fenstern – keine Brüstung stört den Blick, sogar vom Bett aus.

Entlang der Fassade vermittelt ein breiter Sichtbetonträger zwischen innen und aussen und schafft eine Nische für einen Sitzplatz. Davor verläuft eine zweite, brüstungshohe Glasschicht. Sie ist nicht zugänglich, sondern Sonnen- und Wetzerschuttschicht und dient dem Gebäudeunterhalt. Die unterschiedlich farbigen Gläser dieser Geländerbänder sind in verschiedenen Winkeln angebracht und wickeln sich ums ganze Haus. Sie geben ihm ein Gesicht, das sich mit Sonnenstand und Wetter verändert. Elegant brechen sie den grossen Massstab, unterteilen das klobige Volumen.

Eine Erfindung im Grundriss sind die fünf aussenliegenden Treppenhäuser. Sie befinden sich nicht wie erwartet in der mittleren Schicht, die die Stationen, die Lifte und die Servicekerne aufnimmt, sondern direkt an der Fassade. So fällt in unregelmässigen Abständen Tageslicht ins Innere, und gleichzeitig können Patienten, Personal und Gäste auch vom innenliegenden Gang aus einen Blick nach draussen werfen. Zusammen mit den grossen Fensterscheiben, an denen die Korridore teilweise enden, geben sie den langen Gängen einen Rhythmus und helfen bei der Orientierung. Roderick Hönig, Fotos: Ralph Feiner

Bettenhaus Triemli, 2016

Birmensdorferstrasse 497, Zürich
 Bauherrschaft: Stadt Zürich, Stadtspital Triemli
 Architektur und Ausführungsplanung:
 Aeschlimann Hasler Partner, Zürich
 Baumanagement: GMS Partner, Zürich-Flughafen
 Gesamtleitung: Freiraum, Zürich
 Fachkoordination: Amstein + Walthert, Zürich
 Auftragsart: zweistufiger Studienauftrag
 im selektiven Verfahren, 2005
 Gesamtkosten (BKP 1-9): Fr. 290 Mio.